

horizont **E**

Das **evangelische** Magazin im Oldenburger Land



Die Menschen nicht zappeln lassen

Ein Gespräch über die Aufnahme von Flüchtlingen in unserer Gesellschaft



Wenn die Worte fehlen

Die Sprachbarriere ist schon im Kindergarten eine der größten Integrationshürden



Auf der Flucht

Eine Herausforderung für
Kirche und Gesellschaft



„Flücht-Links“

Anschriftenliste zum Thema Migration und Asyl – Beratungsangebote in den Kirchenkreisen

Beratungsangebote in den Kirchenkreisen

**Diakonisches Werk Oldenburg-Stadt
Integrationsberatung**
Herr Ulrich Schleppegrell
Güterstraße 3, 26121 Oldenburg
Tel.: 0441/97093-16, Fax: 0441/97093-24
ulrich.schleppegrell@diakonie-ol.de

**Diakonisches Werk Delmenhorst/Oldenburg-Land
Integrationsberatung**
Frau Wiebke Geerkens
Louisenstraße 34, 27749 Delmenhorst
Tel.: 04221/5878663, Fax: 04221/2873001
Mobil: 0152/56468040
integrationsberatung@diakonie-doll.de

**Diakonisches Werk Delmenhorst/Oldenburg-Land
Integrationsberatung**
Frau Wiebke Geerkens
Ring 14, 27777 Gandersheim
Tel.: 04222/806212, Fax: 04222/806214
Mobil: 0152/56468040
integrationsberatung@diakonie-doll.de

**Diakonisches Werk Friesland-Wilhelmshaven e.V.
Integrationsberatung**
Frau Roswitha Ihben
Marienstraße 13 - 15, 26382 Wilhelmshaven
Tel.: 04421/43148, Fax: 04421/994960
fluechtlingswohnheim@ewetel.net

**Diakonisches Werk Friesland-Wilhelmshaven e.V.
Integrationsberatung**
Frau Claudia Schacht
Lindenallee 16, 26441 Jever
Tel.: 04461/4051, Fax: 04461/73534
integrationsberatung@gmx.de

**Diakonisches Werk Oldenburger Münsterland
Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer**
Herr Erwin Dierks
Friesoyther Straße 9, 49661 Cloppenburg
Tel.: 04471/18417-17, Fax: 04471/18417-18
Mobil: 0152/56317102
dierks@diakonie-cloppenburg.de

Deutsch-Ausländischer Freundschaftsverein Ammerland e.V. – Integrationsberatung
Frau Ute Fründt
Gaststraße 4, 26655 Westerstede
Tel.: 04488/862212, Fax: 04488/862209
daf.ammerland@googlemail.com
www.daf-ammerland.com

**Diakonisches Werk Oldenburg-Stadt
Flüchtlingssozialarbeit**
Frau Christiane Börgel
Güterstraße 3, 26121 Oldenburg
Tel.: 0441/9994483, Fax: 0441/97093-24
Mobil: 0160/6248840
christiane.boergel@diakonie-ol.de

**Diakonisches Werk Delmenhorst/Oldenburg-Land
Flüchtlingssozialarbeit**
Frau Zohreh Roushanpour
Louisenstraße 34, 27749 Delmenhorst
Tel.: 04221/56774508, Fax: 04221/2873001
Mobil: 0152/56774508
fluechtlingsberatung@diakonie-doll.de

**Diakonie-Beratungszentrum
Migrationsberatung für erwachsene Zuwanderer**
Herr Erwin Dierks
Heemstraße 28, 27793 Wildeshausen
Tel.: 04435/5008, Fax: 04435/6428
Mobil: 0152/56317102
dierks@diakonie-cloppenburg.de

**Diakonisches Werk Friesland-Wilhelmshaven e.V.
Flüchtlingssozialarbeit**
Frau Alexandra Sander
Marienstraße 13 - 15, 26382 Wilhelmshaven
Tel.: 04421/43148, Fax: 04421/994960
fluechtlingswohnheim@ewetel.net

**Diakonisches Werk Friesland-Wilhelmshaven e.V.
Integrationsberatung**
Frau Roswitha Ihben
Kirchenstraße 1, 26316 Varel
Tel.: 04451/860629, Fax: 04451/860491
fluechtlingswohnheim@ewetel.net

**Refugium Wesermarsch e.V.
Integrationsberatung/Flüchtlingsberatung**
Herr Sivalingam Sireetharan
Grüne Straße 5, 26919 Brake
Tel.: 04401/6617, Fax: 04401/6608
integra@refugium-wesermarsch.de
www.refugium-wesermarsch.de

Als Ansprechpartner stehen auch die Mitarbeitenden der Allgemeinen Sozialberatung der Diakonischen Werke der Kirchenkreise zur Verfügung.
Anschriften siehe: www.diakonie-ol.de

Ansprechpartner in Kirche und Diakonie im Oldenburger Land

Ev.-Luth. Oberkirchenrat
Herr Pfr. Olaf Grobleben
Beauftragter für Ethik und Weltanschauungsfragen
Stellv. Mitglied der Nds. Härtefallkommission
Haarenschstraße 60, 26121 Oldenburg
Tel.: 0441/7701-180, Fax: 0441/7701-419
Mobil: 0170/6393425
olaf.grobleben@kirche-oldenburg.de
www.kirche-oldenburg.de

Beauftragte im Kirchenkreis Ammerland:
Frau Pastorin Dr. Daniela Koeppler
Ihauser Damm 3, 26655 Westerstede
Tel.: 04488-4915
d.koeppler@t-online.de

Diakonisches Werk Oldenburg e.V.
Herr Theo Lampe
Referent für Migrationssozialarbeit
Kastanienallee 9 - 11, 26121 Oldenburg
Tel.: 0441/21001-83, Fax: 0441/21001-99
theo.lampe@diakonie-ol.de
www.diakonie-ol.de

Überregionale Organisationen zum Thema Flucht und Asyl

Niedersächsischer Flüchtlingsrat
Langer Garten 23 b, 31137 Hildesheim
Tel.: 05121/15605, Fax: 05121/31609
nds@nds-fluerat.org, www.nds-fluerat.org

Pro Asyl e.V.
Postfach 160624, 60069 Frankfurt
Tel.: 069/24231420, Fax: 069/24231472
proasyl@proasyl.de, www.proasyl.de

**Niedersächsische Härtefallkommission
Geschäftsstelle im Nds. Ministerium für Inneres und Sport**
Postfach 221, 30169 Hannover
Tel.: 0511/120-6219, Fax: 0511/120-4848
hfk@mi.niedersachsen.de
www.hfk.niedersachsen.de

**Ökumenische Bundesarbeitsgemeinschaft
Asyl in der Kirche e.V.
Heilig-Kreuz-Kirche**
Zossener Straße 65, 10961 Berlin
Tel.: 030/25898891, Fax: 030/69041018
info@kirchenasyl.de, www.kirchenasyl.de



Über die Aufnahme von Flüchtlingen in unserer Gesellschaft diskutierten Theo Lampe, Referent für Migrationssozialarbeit des Diakonischen Werkes Oldenburg, Dr. Ayca Polat, Integrationsbeauftragte der Stadt Oldenburg und Volker Bohlen, Leiter des Fachbereiches Ordnung des Landkreises Friesland (Ausländerbehörde).
Mehr auf den Folgeseiten

Jesus war ein Flüchtlingskind. Daran erinnert Oberkirchenrat Thorsten Leißer, Theologischer Referent für Menschenrechte und Migration im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD), bei seinen biblischen Einblicken zum Thema „Flucht“ und schlägt zugleich einen Bogen zu den aktuellen Diskussionen und Ereignissen.
Mehr auf den Seiten 8 bis 9



Wer im Pfarramt mit der Bitte eines Flüchtlings oder eines Asylbewerbers um Hilfe konfrontiert wird, ist oft verunsichert und fühlt sich von der Dringlichkeit unter Druck gesetzt. Einige Hinweise, wie geholfen werden kann, hat eine Arbeitsgruppe der Synode formuliert.
Mehr auf Seite 16

Editorial



Liebe Leserinnen,
liebe Leser,

das Thema „Flucht“ ist nicht nur durch die Krisen und Kriege in der Welt ein aktuelles Thema. Es hat Menschen geprägt, die am Ende des Zweiten Weltkrieges am eigenen Leib Flucht und Vertreibung erlebt haben, genauso wie Menschen, die durch andere Ereignisse Verfolgung erlebt, Heimat oder Lebensperspektive verloren haben. Darum greifen wir in dieser Ausgabe von „horizont E“ ganz verschiedene Aspekte des Themas „Flucht“ auf, die über die aktuelle Nachrichtenlage hinausgehen. Wir berichten über Menschen, die in unterschiedlichen Bezügen Menschen mit Fluchterfahrungen begegnen.

Wir geben praktische Tipps und Hinweise auf Ansprechpartner. In der Heftmitte informieren wir über das sehr komplizierte Verfahren eines Asylverfahrens und beschäftigen uns mit den biblischen Bezügen des Themenfeldes.

Im Namen des Redaktionskreises wünsche ich Ihnen eine anregende Lektüre.

Hans-Werner Kögel

Ihr Hans-Werner Kögel

Impressum



„horizont E“ ist das Magazin der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg. Es erscheint viermal pro Jahr im Einzugsgebiet der oldenburgischen Kirche.

Herausgeber:
Presse- und Öffentlichkeitsarbeit der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg

Mitarbeit:
Anke Brockmeyer, Silvia Duch, Freddy Dutz, Michael Eberstein, Olaf Grobleben, Dirk-Michael Gröttsch, Uwe Haring, Jan Janssen, Annette Kellin, Hans-Werner Kögel, Theo Lampe, Thorsten Leißer, Holger Rauer, Zohreh Roushanpour, Thomas Schirmmayer und Angelika Wallenhorst

Bildnachweise:
Anke Brockmeyer, Uwe Haring, S. Hofschlaeger (pixelio), Annette Kellin, Hans-Werner Kögel, koszivu (Fotolia), Jens Schulze, sowie Privatfotos und public domains

Grafik (S. 12/13):
„Die Zeit“, Nora Coenenberg/Bearbeitung: Ute Packmohr
Gestaltung/Produktion:
Andrea Horn, Hannover,
Lutherisches Verlagshaus GmbH, Hannover
Anschrift:
„horizont E“
Philosophenweg 1, 26121 Oldenburg,
presse@kirche-oldenburg.de
www.kirche-oldenburg.de
Druck:
Sachsendruck Plauen GmbH
Diese Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen einzelnen Beiträge und Abbildungen sind urheberrechtlich geschützt. Für unverlangt eingesandte Manuskripte kann keine Gewähr übernommen werden.

Aus dem Inhalt

Im Gespräch	Seite 04
Gremium für die letzte Hoffnung	Seite 07
Jesus – ein Flüchtlingskind	Seite 08
Frauenwürde auf der Flucht	Seite 11
Asyl oder Abschiebung	Seite 12
Ein Plädoyer für mehr Eigenliebe	Seite 14
Flucht und Vermeidung	Seite 15
Aus den Regionen	Seite 17
Segenswort	Seite 23

Die Menschen nicht zappeln lassen

Ein Gespräch über die Aufnahme von Flüchtlingen in unserer Gesellschaft



Theo Lampe, Diakonisches Werk der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg

Für den einen ist es ein Problem, für den anderen eine Herausforderung, für den Dritten eine Freude: die wachsende Zahl von Menschen, die in Deutschland Zuflucht suchen. Eine Aufgabe für jedermann ist die Aufnahme der Flüchtlinge auf jeden Fall. Wenn die Beteiligten – wie offenbar im Oldenburger Land – am selben Strang ziehen, kann dies nur von Vorteil für die Menschen sein, die ihre Heimat verlassen mussten.

„Wir müssen sie nehmen, wie sie kommen“, erklärt Theo Lampe vom Diakonischen Werk der Ev.-Luth. Kirche in Oldenburg. Ein Problem sehe er jedenfalls nicht in der wachsenden Flüchtlingszahl. Sicher gebe es Probleme im Einzelfall, da sei fachliche Betreuung nötig. „Aber wir erleben auch eine große Bereicherung durch die Flüchtlinge“, erklärt er im Gespräch mit Vertretern der Kommunen. Dazu gehört Ayca Polat, Integrationsbeauftragte der Stadt Oldenburg. Die wachsende Flüchtlingszahl sei unbestritten eine Herausforderung, „beileibe kein Selbstläufer“. Aber auch sie erkennt, dass die Stadt Oldenburg bisher immer vom Zuzug der Flüchtlinge profitiert habe. Nach den Weltkriegen etwa, gibt sie zu bedenken,

ist Oldenburg durch die Neubürger zur Großstadt geworden. „Die Arbeit der Ausländerbehörde hat sich in den vergangenen Jahren grundlegend gewandelt“, erklärt Volker Bohlen, der als Leiter der Ordnungsbehörde im Landkreis Friesland auch für die Verteilung der Flüchtlinge auf die Städte und Gemeinden zuständig ist. Geblieben sei der „Spagat zwischen Ordnungs- und Willkommensbehörde“, der mit wachsenden Flüchtlingszahlen eher schwieriger werde.

Theo Lampe wirft noch einmal einen Blick zurück. Die Bundesrepublik sei lange kein Einwanderungsland gewesen. Erst mit dem Bürgerkrieg in der Türkei Anfang der 1980er Jahre, als erstmals mehr als 100.000 Flüchtlinge eintrafen, mussten sich die Verantwortlichen an die neue Aufgabe herantasten. „Alle gingen davon aus, dass die Zahlen wieder zurückgehen würden“, so Lampe. „Doch dann folgten schon die Flüchtlinge aus dem Bosnienkrieg.“ Dazu kamen die Spätaussiedler aus der ehemaligen Sowjetunion. „Trotzdem war offizielle Politik, dass Flüchtlinge hier nicht willkommen sind.“ Erst als in den 2000er Jahren die Zahlen wieder sanken, wuchs der Willkommensgedanke und mit ihm der Versuch, die ankommenden Menschen zu integrieren. „Inzwischen erkenne ich eine positive Grundstimmung“, lobt der Diakonie-Fachmann. „Im Land und in den Kommunen ist die Einsicht gewachsen, dass die Abschreckungspolitik falsch war.“

Ayca Polat betont, dass Kommunen nur reagieren: „Wir können ja die Gesetze nicht ändern.“ Die Kommunen würden von Bund und Land „an der langen Leine“ gehalten. Auch mit dem Begriff „Willkommenskultur“ ist sie nicht zufrieden, sie spricht lieber von einer Anerkennungskultur. Deshalb dürften auch nicht die Finanzen im Zentrum der Debatte um die Unterbringung der zugewiesenen Flüchtlinge stehen. Entscheidend sei ein humaner Umgang mit ihnen. „Wir würden auch lieber alle dezentral unterbringen und auf



Kurz nach dem Gespräch für „horizont E“ ist die Integrationsbeauftragte der Stadt Oldenburg, Ayca Polat (Mitte), als Professorin an die Fachhochschule Kiel berufen worden. Ab März wird sie dort das Fach Soziale Arbeit mit dem Schwerpunkt Interkulturalität lehren. Die Oldenburger Stabsstelle Integration wurde 2008 eingerichtet.

die Unterbringungen in Heimen verzichten.“ Doch das lasse sich aufgrund der Wohnungsmarktlage in Oldenburg nicht so leicht umsetzen.

Im Landkreis Friesland gelingt es immer noch, alle Flüchtlinge dezentral unterzubringen, sagt Volker Bohlen nicht ohne Stolz. Dabei sei das gar nicht so einfach in einer Region, die jährlich eine Million Übernachtungen von Touristen verzeichne und entsprechend Kapazitäten vorhalten müsse. „Wir überlassen es den einzelnen Kommunen“, erklärt Bohlen, „die kennen die örtlichen Möglichkeiten besser.“ Entscheidend sei aber, dass der Landkreis nicht solange warte, bis ihm Flüchtlinge zugewiesen würden, sondern dem Land offensiv jede freigewordene Aufnahmemöglichkeit anbiete. Bohlen kritisiert an Bund und Land, dass die Kosten für Gesundheitsvorsorge und Krankenversorgung explodieren, erstattet werden die Kosten aber erst mit zwei Jahren Verzögerung. Zudem mit viel zu geringen Pauschalen. „Die Abschaffung des Gutscheinsystems habe die Lage der Flüchtlinge entscheidend verbessert. Darin sind sich die Gesprächspartner einig. „Das war vorher diskriminierend“, sagt Ayca Polat. Oft seien die Gutscheine nicht akzeptiert worden. Ebenso wie Deutschland in dieser Frage auf bessere Beispiele aus anderen Ländern reagiert habe, gebe es auch bei den Gesundheitskosten optimalere Lösungen, die man übernehmen sollte.

Jetzt greift Theo Lampe noch einmal den Begriff der „Anerkennungskultur“ auf. Die hänge nicht von der sicher unglücklichen Lastenverteilung zwischen Kommunen, Bund und Land ab. Anerkennungskultur müsse von Menschen gelebt werden. „Gerade da können Kirchen und Wohlfahrtsverbände mitgestalten“, erklärt der Diakonievertreter. Er lobt: „So viel ehrenamtliches Engagement haben wir noch nie erlebt.“ Auch dass sich die Atmosphäre grundlegend verbessert habe, sei nicht zuletzt „dem langen Atem der Ehrenamtlichen zu verdanken, die sich seit Jahren für Migranten eingesetzt haben“. Dennoch warnt der Ordnungsbeamte Volker Bohlen davor, die Bundesrepublik zu attraktiv zu machen. Die Abschaffung der Gutscheine habe vermutlich in den westlichen Balkanstaaten eine „Sogwirkung“ ausgelöst. „Wir dür-

fen keine weiteren Anreize schaffen, die Heimat zu verlassen“, ist er überzeugt. Flüchtlinge, die hier sind, brauchen Hilfe zur Selbsthilfe, „keine dauerhafte Alimentation.“ Sonst schwinde langfristig die Akzeptanz in der Bevölkerung. „Wir haben viele, die auf Dauer bleiben werden“, sagt Bohlen. Für sie müsse die Residenzpflicht gelockert werden und sie müssen arbeiten dürfen. Auch Integrationskurse sind Hilfe zur Selbsthilfe. Deswegen sollte es mindestens einen Rechtsanspruch darauf geben. Auch für diejenigen, die noch ohne Aufenthaltsgenehmigung sind.

Offenbar stecke bei Asylsuchenden aus Balkanstaaten auch Armut hinter den Fluchtgründen, erinnert Theo Lampe. „Aber das europäische Armutsproblem können wir nicht über Asylfragen lösen.“ Asyl-Aufnahmekapazitäten müssten für Menschen zur Verfügung stehen, die politisch, religiös oder ethnisch verfolgt würden. Bedauerlich sei auch, dass Deutschland derzeit Menschen zurückschicke, die über europäische Drittstaaten einreisen. „Schade eigentlich, wir hätten sie hier gut gebrauchen können“, findet Lampe. Die aktuellen EU-Gesetze sorgen allerdings für ein Katz-und-Maus-Spiel, in dem auch die Behörden mitspielen: Einreise, Ausweisung, Wiedereinreise ... Mit vernünftigen europäischen Regelungen könne man dies unwürdige Schauspiel allen ersparen. Deutschland müsste dabei nicht mal mehr Flüchtlinge aufnehmen als bisher, ist er überzeugt.

Auch Ayca Polat betont, dass Deutschland von den Flüchtlingen profitieren könne. „Wer es bis hierher geschafft hat, bringt eine gewisse Widerstandsfähigkeit und bewundernswerten Biss mit.“ Das seien junge Männer und auch Frauen, die Entbehrungen auf sich nehmen, um für sich und ihre Familien die Zukunft gestalten zu können. „Der Weg bis hierher war nicht einfach, aber sie haben sich nicht beirren lassen.“ Das sind viele Akademiker oder anderweitig hoch qualifizierte Arbeitskräfte, die zudem über Fremdsprachenkenntnisse verfügten. Auch ihre Kinder seien bewundernswert motiviert und lernten rasch dazu. „Solche Menschen dürfen wir nicht zu lange zappeln lassen“, kritisiert sie die manchmal schleppende Anerkennung der Anträge. Sonst sei irgendwann ihre Motivation verloren.



Ayca Polat, Integrationsbeauftragte der Stadt Oldenburg



Volker Bohlen, Leiter der Ordnungsbehörde im Landkreis Friesland



„Wir brauchen Zuwanderung, nicht nur aus humanitären Gründen, sondern auch aus ökonomischen“, stimmt Theo Lampe zu. Er appelliert allerdings auch dafür, „die ‚Eine Welt-Brille‘ aufzusetzen“. Wenn zu viele Menschen mit hoher Qualifikation ihre Heimatländer verließen, gehe dort Kompetenz verloren. „Wir müssen durch Entwicklungshilfe dafür sorgen, dass die Menschen in ihren Ländern sicherer und besser leben können. Das ist sinnvoller, als Flucht zu fördern.“ „Dabei leisten Migranten Beachtliches für ihre Herkunftsländer“, erklärt Lampe weiter. Die Summe, die sie hier erarbeiteten und quasi als private Entwicklungsförderung in ihre Heimat überwiesen, übersteige die Summe staatlicher Entwicklungshilfe um ein Vielfaches. Dass Migranten gleichzeitig einen wichtigen Beitrag für die deutsche Wirtschaft erbringen, Sorge vermutlich auch für die derzeitige Anerkennung. „Doch was ist, wenn die Arbeitslosenzahl wieder steigt?“, stellt der Vertreter der Diakonie als Frage in den Raum.



„Noch immer herrscht die latente Angst vor Überfremdung“, setzt Ayca Polat hinzu. Dabei brauchen gerade moderne Stadtgesellschaften Zuwanderung. Das zeigten Beispiele aus den USA oder England. Auch Deutschland entwickle sich zur Einwanderungsgesellschaft. Das wirft die Frage auf, was das neue Wir in der Gesellschaft sei. „Diese Frage müssen wir positiv beantworten“, fordert Ayca Polat. Gerade dabei erwarte sie die Hilfe der Kirche. Das könne schon in den Kindergärten beginnen, betont Theo Lampe. Deshalb sei es wichtig, dass Flüchtlingskinder umgehend in Kindergärten und Schulen kommen.



Schließlich wendet sich die Gesprächsrunde wieder den lokalen Realitäten zu. In Oldenburg sei es nicht ohne Gemeinschaftsunterkünfte gegangen. Anfangs habe es erhebliche Widerstände gegen Flüchtlingsheime in ehemaligen Kasernen gegeben, räumen Lampe wie Polat ein. Aber man habe gelernt. Seit Nachbarschaften positive Erfahrungen mit Migranten gewonnen haben und frühzeitig einbezogen werden, lasse auch der Widerstand nach. „Wer gut und umfassend informiert ist, lässt sich nicht mehr von Rechtsradikalen instrumentalisieren“, ist Theo Lampe überzeugt. Deswegen stand der Diakoniereferent der Stadt bei solchen Informationsveranstaltungen auch als Moderator zur Verfügung, wofür Ayca Polat lebhaft dankte.

Als „Brückenbauer“ sieht Theo Lampe Kirche und Diakonie. Für beide sei aber wichtig, dass sie sich nicht auf die eine oder die andere Seite schlugen. „Wir müssen die Einzelentscheidung über Asyl – und damit womöglich über Leben und Tod – ebenso respektieren wie die Gemeinden, die Flüchtlingen Kirchenasyl gewähren.“ Die Seelennot der einen und die christliche Grundhaltung der anderen verdienten Anerkennung. Das Verständnis für die eine oder andere Seite dürfe aber nicht den Blickwinkel verengen.

Auch Kirchenasyl könne nur „ultima ratio“ sein, mahnt der Migrationsfachmann. Eine letzte Möglichkeit in Einzelfällen. Sonst würden Recht und Gesetz ausgehebelt. Gleichzeitig sei es eine Stärke des Rechtsstaates, dass er das Instrument Kirchenasyl anerkenne. Damit akzeptiere der Staat, dass Rechtsmittel gelegentlich nicht jeder Situation gerecht werden könnten. „Wir haben das bisher immer verhindern können“, berichtet Volker Bohlen. „Wenn es sich zuspitzte, haben wir alle noch einmal tief Luft geholt und uns zusammengesetzt, um gemeinsam eine Lösung zu finden.“ Nur in wenigen Notfällen habe die Härtefallkommission entscheiden müssen. Bohlen räumte allerdings ein, dass das Kirchenasyl manche Situation entschärfen könne, weil es Zeit zum Luftholen schaffe. Als Fachmann kenne er auch die rechtlichen Grauzonen. „Aber wenn wir diesen Spielraum genutzt haben, hängen wir das nicht an die große Glocke.“ Sein Ziel sei, die Ordnungsbehörde auch als Gestaltungsbehörde zu führen. Ayca Polat nickt und berichtet von zwei Personen, die bei harter Auslegung hätten abgeschoben werden müssen, heute aber in Oldenburg leben und arbeiten. Sie hoffe, dass Behörden häufiger ihre Spielräume nutzen. In diesem Zusammenhang erinnerte Theo Lampe an die positiven Erfahrungen mit den Yeziden, die vor zwei Jahrzehnten in großer Zahl nach Oldenburg kamen. „Wir haben uns damals für sie eingesetzt“, erklärt er die damalige Position von Kirche und Diakonie. Es seien teilweise Analphabeten gekommen, „deren Kinder mittlerweile Jura und Medizin studiert haben und in unseren Betrieben und Verwaltungen verantwortlich mitarbeiten. Migration ist also eine Erfolgsgeschichte für die Menschen und für unsere Gesellschaft.“

Das Gespräch hat Michael Eberstein moderiert und aufgezeichnet.

Gremium für die letzte Hoffnung

Olaf Grobleben engagiert sich in der Härtefallkommission für Asylbewerber

Weltweit sind fast 50 Millionen Menschen auf der Flucht. Beinahe täglich melden die Medien, dass die Zahl der Asylbewerber in Deutschland steigen werde. Allein Niedersachsen rechnet im kommenden Jahr mit 18.800 Asylernstranträgen. Hinter diesen Statistiken stehen Menschen mit einer ganz persönlichen Geschichte und der banger Frage: Werde ich Asyl bekommen? Einer, der viele Schicksale hinter den nackten Zahlen kennt, ist Olaf Grobleben. Der Pastor für Ethik und Weltanschauungsfragen der Evangelisch-Lutherischen Kirche in Oldenburg ist stellvertretendes Mitglied der Härtefallkommission in Niedersachsen. Er habe sich gefreut, in die Kommission berufen zu werden, sagt er, denn: „Ich finde es sinnvoll und wichtig, mich hier im Namen der Kirche zu engagieren. In diesem Gremium können wir uns wirklich für Benachteiligte einsetzen und uns kümmern.“

Einmal im Monat treffen sich die Mitglieder der Härtefallkommission, zehn bis 15 Fälle werden dann beraten. „Darunter sind ganz eindeutige, aber auch andere, bei denen die Entscheidung schwerfällt.“ Wenn der Vater etwa mehrfach schwere Straftaten begangen hat und deshalb die ganze Familie ausgewiesen wird, obwohl die Kinder perfekt Deutsch sprechen und die Heimat ihrer Eltern nie kennengelernt haben. Oder wenn eine Familie auseinandergerissen wird, weil die Eltern und zwei Geschwister sich im Laufe der Jahre hervorragend in Deutschland eingelebt haben, drei weitere erwachsene Kinder es aber nicht geschafft haben, hier wirklich einen Neuanfang zu machen, und abgeschoben werden sollen. „Das lässt einen nicht kalt“, gibt Grobleben zu. Die Mitglieder der Härtefallkommission versuchen, möglichst alle Antragsteller persönlich kennenzulernen, um sich ein umfassendes Bild machen zu können. „Man wird den Menschen nur gerecht, wenn man sie kennt“, findet Olaf Grobleben. „Denn es geht immer um eine ganz per-

sönliche Situation, da genügt eine juristisch geprägte Stellungnahme nicht.“

Viele der Asylsuchenden, die sich an die Härtefallkommission wenden, haben eine Odyssee der Ungewissheit hinter sich. Sie werden geduldet, hangeln sich von Job zu Job, sind oft bereits in Deutschland zur Schule gegangen – manche sogar hier geboren und nie in ihrem „Heimatland“ gewesen. „Die Härtefallkommission beurteilt die Lage insbesondere unter dem Aspekt der gelungenen Integration“, erklärt Grobleben. „Was zählt ist, wie gut jemand in Deutschland Fuß gefasst hat. Dazu gehören Sprachkenntnisse, Engagement, ein Freundeskreis. Wer sich zudem bemüht, selbst zu seinem Lebensunterhalt beizutragen, hat eine echte Chance.“

Oft gelinge es, gute Lösungen zu finden, betont Olaf Grobleben. Dennoch werde es dringend Zeit, dass sich die Politik den veränderten Bedingungen stelle. „Es gibt Problemfälle, die wir in der Härtefallkommission nicht lösen können. Wir brauchen eine gesteuerte Migration, da muss die Politik endlich ran“, fordert er. Und denkt dabei unter anderem an die Schulabgänger mit hervorragenden Noten, die nicht mit offenen Armen in Deutschland aufgenommen werden, „obwohl wir – gerade angesichts des demografischen Wandels – auf sie nicht verzichten können.“

Anke Brockmeyer



Die Härtefallkommission

Die niedersächsische Härtefallkommission ist dem Innenministerium zugeordnet. Ihre Mitglieder kommen aus verschiedenen Gremien – darunter der niedersächsische Städtetag, der Rat der Konföderation evangelischer Kirchen in Niedersachsen sowie Mediziner. Mit der Härtefallregelung wird die Möglichkeit geschaffen, Asylbewerbern, die eigentlich kein Aufenthaltsrecht erhalten können, aus dringenden humanitären oder persönlichen Gründen zu einem legalen Aufenthalt zu verhelfen. Eingaben an die Härtefallkommission können über ein Kommissionsmitglied oder unmittelbar bei der Geschäftsstelle der Härtefallkommission eingereicht werden. Ein besonderes Gewicht bei der Prüfung von Härtefallgründen haben die soziale, schulische und berufliche Integration und ihre Verwurzelung in Deutschland. www.mi.niedersachsen.de (Suchbegriff „Härtefallkommission“)

Jesus – ein Flüchtlingskind

Biblische Einblicke zum Thema „Flucht“



Zur Person:

Oberkirchenrat Thorsten Leißer (Jahrgang 1974) ist evangelischer Pfarrer, seit 2009 Theologischer Referent für Menschenrechte und Migration im Kirchenamt der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD) und stellvertretendes Mitglied in der Niedersächsischen Härtefallkommission.

Josef hatte ein seltsames Gefühl, als er am Morgen danach erwachte. Ein Engel war ihm im Traum erschienen und hatte ihn gewarnt: „Geht nach Ägypten, dort seid ihr in Sicherheit. Herodes wird den Kleinen suchen und nicht ruhen, bis er ihn getötet hat.“ Der Traum war so echt, dass Josef erst gar nicht wusste, ob er wachte oder schlief. Doch dann kam die Angst, ganz schnell. Angst vor Verfolgung, vor der Gefahr für seinen Sohn und die ganze Familie. Ein hasserfüllter Herrscher, der keine Opposition im Lande duldete, und wenn sie auch nur von einem wehrlosen Kind auszugehen schien. Also weckte er Maria, mit großer Eile griffen sie ein paar Sachen und flohen ins benachbarte Ägypten. Nur knapp entkamen sie der systematischen Tötung aller Säuglinge in Bethlehem – der frisch geborene Heiland wurde ein Flüchtlingskind (Mt 3).

Dass Menschen gezwungenermaßen ihre Heimat verlassen, ist nichts Neues. Sie fliehen vor Krieg und Gewalt, Hunger und Diskriminierung, vor Bedrohungen für Leib und Leben. Heute befinden sich weltweit 51 Millionen Menschen auf der Flucht, so viele wie noch nie. 16,7 Millionen von ihnen gelten nach völkerrechtlicher Definition als Flüchtlinge.

In diesen Tagen, wenn Medien über die vermeintlichen „Flüchtlingsströme“ berichten und Kommunen lamentieren, weil nicht genug Wohnraum für Schutzsuchende vorhanden ist, könnte man den Eindruck bekommen, Deutschland sei mit dem „Ansturm“ von Menschen überfordert.

Tatsächlich aber kommen bei uns vergleichsweise wenige Flüchtlinge an. Neun von zehn Flüchtlingen (86 Prozent) leben dauerhaft in Entwicklungsländern, denn viele finden – wie die heilige Familie in der biblischen Überlieferung – Zuflucht in den Nachbarländern. Den weitaus größeren Teil (33,3 Millionen) bilden jedoch sogenannte „Binnenvertriebene“. Sie fliehen innerhalb ihres eigenen Landes,

ohne dabei internationale Landesgrenzen zu überschreiten. Ob Irak oder Syrien, Somalia oder Sudan – die Binnenvertriebenen machen über die Hälfte aller Flüchtlinge aus. Auch um sie kümmern sich kirchliche Hilfswerke vor Ort, um das Überleben in Flüchtlingslagern zu sichern.

Dass für christliche Kirchen der Flüchtlingsschutz schon immer eine große Rolle gespielt hat, ist kein Zufall. Unter den biblischen Geboten sind diejenigen zum Umgang mit Fremden und Flüchtlingen am deutlichsten. Schließlich hat das Gottesvölkchen Israel selbst die Erfahrung gemacht, wie es ist, in einem fremden Land brutal unterdrückt zu leben. Bis den Israeliten irgendwann die Kraft fehlte, das Leid länger zu erdulden und sie sich dem dahergelaufenen Schafhirten Mose anvertrauten. Der war selbst aus Ägypten geflohen, weil er einen politischen Mord begangen hatte, und versprach bei seiner Rückkehr nun den Israeliten, dass Gott sie „aus dem Sklavenhaus“ herausführen werde.

Und genau diese gelungene Flucht wird zur Grundlage der Zehn Gebote und aller anderen Gesetzestexte im Alten Testament. Dadurch rücken alle Menschen, die unterdrückt, verfolgt, missachtet oder bedroht werden, ins Zentrum des göttlichen Willens. Wie anders sollte man das Liebesgebot für „den Fremden, der in eurem Land lebt“ verstehen? Genauer heißt es in 3. Mose 19,33-34: „Du sollst ihn lieben wie dich selbst; denn ihr seid selbst Fremde in Ägypten gewesen.“

Viele Heldinnen und Helden der Bibel müssen fliehen oder mit den Folgen von Flucht umgehen. Isaak beispielsweise ist das, was heute gern verharmlosend „Wirtschaftsflüchtling“ genannt wird (1. Mose 26). Rut flieht vor einer Hungersnot und wird als Armutsmigrantin später eine der Stammütter des Königs David (Rut 4). Derselbe David flieht aus Angst vor dem eifersüchtigen König Saul, der

ihm nach dem Leben trachtet (1. Samuel 19-20).

Aber auch im Neuen Testament gibt es Flucht und Verfolgung: Die ersten Christinnen und Christen werden verfolgt, wobei sich ironischerweise ein gewisser Saulus als Verfolger besonders hervortut (Apostelgeschichte 8,3). Unter dem Künstlernamen Paulus wird er dem Christentum später zum internationalen Durchbruch verhelfen und dabei auch so manches Mal die Flucht ergreifen müssen. Denn der neue Glaube an Jesus Christus als den gekommenen Messias wird nicht überall dankbar und mit offenen Armen aufgenommen. Schließlich ist auch im Neuen Testament der Umgang mit den Fremden und Flüchtlingen so zentral, dass er zum Maßstab für den freien Eintritt in das Reich Gottes wird: „Ich bin ein Fremder gewesen und ihr habt mich aufgenommen!“ Da klingt die Geschichte von der Flucht nach Ägypten wieder an. Der Heiland hat sich dabei gut getarnt, denn: „Was ihr getan habt einem von diesen meinen geringsten Brüdern (und Schwestern), das habt ihr mir getan.“ (Matthäus 25,31-46)

Was diese „Geringsten“ auf ihrer lebensgefährlichen Flucht zum Teil erlebt und gesehen haben, können wir uns in Deutschland kaum vorstellen. Viele sind durch ihre Erlebnisse traumatisiert, depressiv, und nicht wenige zerbrechen daran, dass im vermeintlich sicheren Europa Asyl nicht leichtfertig gewährt wird. Flüchtlinge in Deutschland kommen meist aus Afghanistan, Somalia, Irak, Syrien und dem Sudan. Auch wenn die Schutzquote im Asylverfahren im Jahr 2013 insgesamt bei fast 40 Prozent lag, müssen Flüchtlinge jedoch zum Teil sehr lange auf eine erste Entscheidung über ihre Asylanträge warten (derzeit über sieben Monate).

Während des Verfahrens dürfen sie sich in einigen Bundesländern nur eingeschränkt bewegen. Wenn sie ihren Landkreis oder das Bundesland für einen Besuch bei Freunden oder Verwandten vorübergehend verlassen wollen, zwingt sie die sogenannte „Residenzpflicht“ dazu, die Reise bei der Ausländerbehörde zu beantragen. In manchen Bundesländern erhalten Schutzsuchende statt Geld zum Lebensunterhalt nur Lebensmittelpakete



Flucht nach Ägypten

(„Sachleistungsprinzip“). Das Asylbewerberleistungsgesetz regelt die Höhe der Zuwendungen, die immer noch deutlich unter Harz IV liegt. Deshalb hatte das Bundesverfassungsgericht die Höhe der Leistungen für Asylsuchende zuletzt 2012 als verfassungswidrig eingestuft und eine Anpassung gefordert. Auch hier helfen kirchliche und diakonische Stellen bei der Beratung und konkreten Versorgung der Menschen. Nicht zuletzt durch die

Ankunft vieler Bürgerkriegsflüchtlinge aus Syrien kommt es immer häufiger vor, dass Kirchengemeinden und einzelne Christenmenschen sich besonders engagieren, wenn es darum geht, Menschen aufzunehmen, die ihre Heimat verlassen mussten. Denn ihnen zur Seite zu stehen bedeutet eben auch, Christus bei sich aufzunehmen.

Oberkirchenrat Thorsten Leißer

Verfolgung von Christen weltweit

Hier ist wahre Ökumene gefragt



Zur Person:

Prof. Dr. phil. Dr. theol. Thomas Schirrmacher, PhD, DD (geb. 1960) ist Direktor des Internationalen Instituts für Religionsfreiheit (Bonn, Kapstadt, Colombo) und Professor für Religionssoziologie an der staatlichen Universität des Westens in Timisoara, Rumänien. Er ist außerdem ehrenamtlich Präsident des Internationalen Rates der Internationalen Gesellschaft für Menschenrechte und Botschafter für Menschenrechte der Weltweiten Evangelischen Allianz, die 600 Mio. Protestanten vertritt. Seine Forschungsschwerpunkte sind das Gegensatzpaar Religionsfreiheit und religiöser Fundamentalismus weltweit in Geschichte und Gegenwart, sowie die globale Lage verschiedener Menschenrechtsverletzungen wie Menschenhandel. Zu seinen neuesten Veröffentlichungen gehören Korruption (2014), Unterdrückte Frauen (2013), Menschenrechte (2012), Menschenhandel (2011), Fundamentalismus (2010), Rassismus (2009), Hitlers Kriegsreligion (2007) und Multikulturelle Gesellschaft (2007). Seine Bücher wurden in 18 Sprachen übersetzt.

Ein Drittel der Weltbevölkerung sind Christen, damit ist das Christentum die größte Religionsgemeinschaft. Gleichzeitig machen die Fälle von Gewalt gegen Christen wegen ihrer Religionszugehörigkeit weit über die Hälfte der bekannt werdenden Fälle von schwerer Verletzung von Religionsfreiheit weltweit aus. Hauptgrund sind zwei Faktoren: 1. Der wachsende religiöse Fundamentalismus (Zwang und Gewalt gegen Andersdenkende, die mit einer „absoluten Wahrheit“ begründet werden), der sich oft als religiöser Nationalismus zeigt. 2. Praktisch überall dort, wo das Christentum am schnellsten wächst, ist Religionsfreiheit stark eingeschränkt oder nicht vorhanden, etwa in China oder dem Iran.

In weltweit 70 Ländern gibt es keine oder nur eine eingeschränkte Religionsfreiheit. Die rund 700 Mio. Muslime, die in Ländern mit eingeschränkter oder ohne Religionsfreiheit leben, leben in islamischen Ländern. Die Muslime aber, die in Religionsfreiheit leben, leben fast ausschließlich in westlichen Ländern. Dagegen leben die rund 200 Mio. Christen, die in Ländern mit eingeschränkter oder ohne Religionsfreiheit leben (Russland mit einer recht hohen Zahl an Christen wird hier außer Acht gelassen), als Minderheiten in nichtchristlichen Ländern. Ihre Zahl verteilt sich überwiegend auf kommunistische oder postkommunistische und auf islamische Länder.

Das heißt, dass eigentlich Muslime viel weniger Religionsfreiheit genießen als Christen. Da sie aber in muslimischen Ländern leben, merken sie dies nur in den seltenen Fällen, wenn sie aus ihrer Religion ausbrechen wollen – etwa, um Atheist oder Christ zu werden – oder wenn sie staatlicherseits nicht geduldeten Richtungen oder Abspaltungen angehören. Umgekehrt: Die zehn Prozent der Weltchristenheit, die in Ländern mit stark eingeschränkter oder fehlender Religionsfreiheit leben, werden aufgrund ihrer Religionszugehörigkeit benachteiligt.

Der überwiegende Teil von ihnen wird zumindest stark diskriminiert, wenn nicht unmittelbar verfolgt.

Inwiefern berechtigt uns nun aber die Häufigkeit und Massivität der Christenverfolgung weltweit, sie speziell in den Blick zu nehmen? Es ist der Umstand, dass die schwerste Gewalt gegen Menschen, aber auch gegen ihre Gebetsstätten, gegenüber Christen massiver vorkommt als bei jeder anderen Religion. Die Gewalt gegen Christen reicht vom Mord an Nonnen in Indien über das Abfackeln von Kirchen in Indonesien, vom Verprügeln von Priestern in Ägypten über die Folter eines widerspenstigen Pfarrers in Vietnam bis hin zur Verstoßung von Kindern aus ihrer Familie in der Türkei oder Sri Lanka, wenn sie christliche Gottesdienste besuchen. Täglich erreichen uns Meldungen von Kirchen, die angesteckt oder zerbombt werden, wobei Christen sterben. Selten kommen diese Nachrichten aus Ländern wie Nepal, Sri Lanka oder Indien, schon häufiger aus Pakistan und Indonesien, ständig aber aus Ägypten, Irak, Syrien oder Nigeria. Und ganz häufig liegt die Zahl der Todesopfer über 20, bisweilen über 50. Etwas Vergleichbares ist mir für andere Religionen nicht bekannt.

Religionsfreiheit ist unteilbar. Für Christen ergibt sich der Einsatz für Religionsfreiheit aus ihrem Glauben und ihrer Ethik direkt. Wahren Glauben kann man nicht erzwingen. Und die Menschenwürde, zu der auch die Freiheit gehört, die grundlegendsten Überzeugungen des Lebens selbst zu wählen, ist unantastbar. Das sollte aber nicht dazu führen, dass man sich nicht mehr für die Opfer der eigenen Religion einsetzt, zumal es sich ja zumeist um Opfer von völlig anderen Kirchen handelt. Hier ist wahre Ökumene gefragt, die sich nicht nur für „rechtgläubige“ Christen einsetzt, sondern ohne Wenn und Aber für alle.

Thomas Schirrmacher

Frauenwürde auf der Flucht

Eine Flüchtlingsberaterin beschreibt die Sicht der Frauen

Die Flüchtlinge aus Kriegs- und Krisenregionen sind ein Zeugnis dafür, dass in unserer Welt vieles nicht in Ordnung ist. Oft haben sie Lebensgefahr und unmenschlichen Terror überstanden.

Viele sind traumatisiert von der monatelangen Flucht ins Ungewisse. Besonders Frauen ohne männliche Begleitung sind unterwegs vielen Gefahren ausgesetzt. Auch deswegen ist Angst ihr ständiger Begleiter. Doch der Überlebenswille ist größer.

Frauen und Kinder stellen 80 Prozent der 51 Millionen Flüchtlinge weltweit. Zugleich müssen sie erfahren, dass sie die Schwächsten unter den Schwachen sind. Häufig treten sie die Flucht alleine mit ihren Kindern an. Denn Ehemänner, Väter oder große Brüder können sie nicht begleiten, weil sie vorher fliehen mussten, gefangen genommen, als Soldaten eingezogen oder getötet wurden.

Seit Mai 2014 bin ich als Flüchtlingssozialarbeiterin bei der Diakonie tätig. In der Beratung helfen mir meine eigenen Fluchterfahrungen. Ich kann Verlustschmerzen, Sorgen und Nöte, Bedürfnisse und Zukunftshoffnungen sehr gut nachvollziehen. Andererseits befähigt mich meine Erfahrung zu einer gewissen Distanz, die verhindert, jedes Mal von der Wucht anderer Erlebnisse erfasst zu werden.

Rund 150 Menschen haben in Delmenhorst bisher Kontakt zu mir aufgenommen, gut 60 Prozent davon sind Frauen. Fast täglich höre ich von Krieg, Folter, Vertreibung, Vergewaltigung, Unterdrückung und Verfolgung, von Genitalverstümmelung, Verbrechen im Namen der „Ehre“ oder vom Verlust naher Angehöriger. Ich spüre Schmerz und abgrundtiefe Trauer und zugleich unbeugsamen Lebenswillen. Immer wieder staune ich über die besondere Lebenskraft der Frauen und ihren so hoffnungsvollen Lebensmut, in diesem Land eine neue Zukunft zu finden. Das Gefühl, auf die Beratung

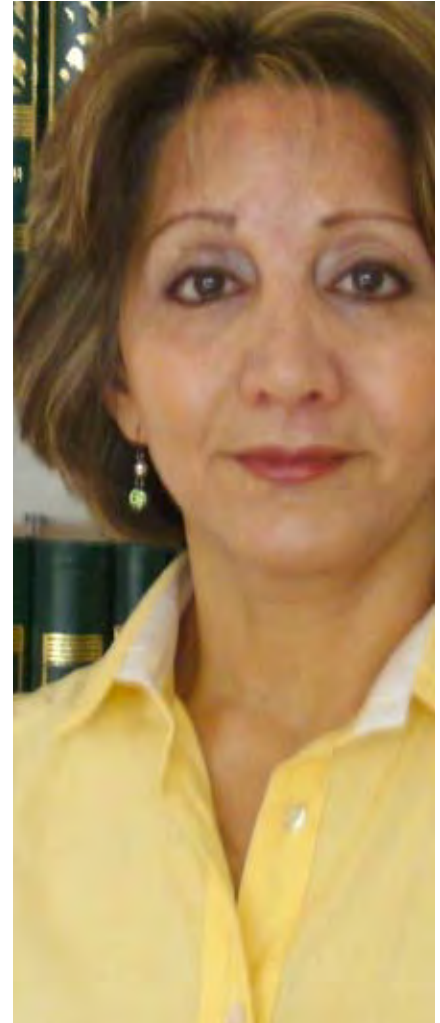
vertrauen und in geschütztem Rahmen auch über die eigenen Erlebnisse sprechen zu können, ist für sie von größter Bedeutung.

In Erinnerung sind noch die dramatischen Bilder von den Yeziden und Christen im Nord-Irak, die vor den brutalen Übergriffen der IS-Milizen flüchteten. Für die Flüchtlingsfrauen hält das Grauen an. Sie werden von ihren Familien getrennt, vergewaltigt, verschleppt, zwangsislamisiert und auf den Sklavenmärkten der Region verkauft, um zwangsverheiratet zu werden.

Die Entwürdigung hat System: Weibliche Flüchtlinge werden von ihren Verfolgern so unmenschlich behandelt und von ihren Peinigern gezielt verletzt, weil damit Ehemänner, Väter und Brüder beschämt und das Ehrgefühl ganzer Familien zerstört werden kann. Denn wer seine Frau, seine Töchter oder Schwestern nicht schützen kann, ist wehrlos, machtlos und ehrlos. Deshalb gehört die systematische Vergewaltigung von Frauen in vielen kriegerischen Konflikten zur erklärten Kriegsstrategie.

Ohne deutsche Sprachkenntnisse und ohne Kontakt zu den Einheimischen sind die geflüchteten Frauen extrem schutzbedürftig. Sie brauchen besondere Aufmerksamkeit und Solidarität. Viele leiden unter Isolation, Ängsten, Schlafstörungen und Kopfschmerzen. Frauen, die Opfer von Gewalt wurden, haben Depressionen, die teilweise in Suizidgedanken münden. Bei Müttern kommt die Sorge um die Zukunft ihrer Kinder hinzu. Dabei ersehnen sie nur eins: endlich existenzielle Sicherheit.

*Zohreh Roushanpour
Flüchtlingsberaterin
Diakonisches Werk Delmenhorst/
Oldenburg-Land
Louisenstraße 34, 27749 Delmenhorst
Tel.: 04221/56774508
E-Mail: fluechtlingsberatung@diakonie-doll.de*

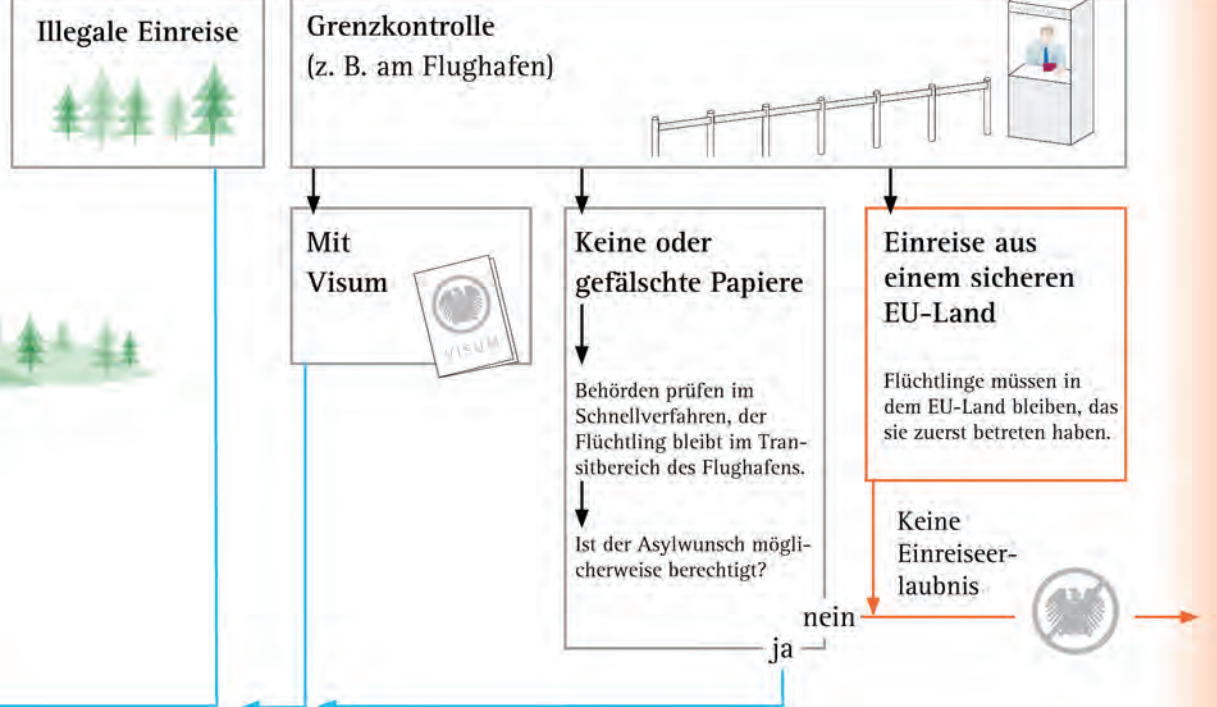


Zur Person:

Zohreh Roushanpour wurde in Kermanshah/Iran geboren. Sie studierte Mathematik im Iran (Lehramt an Schulen). 1990 floh sie nach Deutschland, studierte an der Universität Bremen Anglistik und Kulturwissenschaft und bildete sich zur Kursleiterin „Familienorientiertes Integrationstraining“ fort mit der Qualifizierung als „Interkulturelle Trainerin“. Zohreh Roushanpour ist als Honorarmitarbeiterin in der Erwachsenenbildung und ehrenamtlich in der Flüchtlingsarbeit tätig. Seit Mai dieses Jahres ist sie Diakonie-Flüchtlingsberaterin in der Stadt Delmenhorst.

Asyl oder Abschiebung?

In Deutschland haben 2013 so viele Menschen Asyl beantragt wie seit zehn Jahren nicht mehr. Rund 100 000 Flüchtlinge kamen mit der Hoffnung auf eine sichere Zukunft ins Land. Doch nur eine Minderheit darf bleiben – nachdem sie ein sehr kompliziertes Verfahren durchlaufen hat.



Das Asylverfahren

Ist der Flüchtling einmal im Land, durchläuft er folgende Stationen des Asylverfahrens:



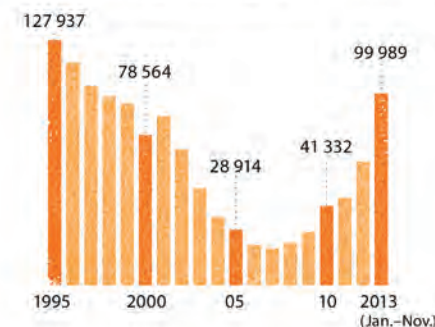
Herkunft

Herkunftsländer der Flüchtlinge, die erstmals Asyl beantragen (2013)



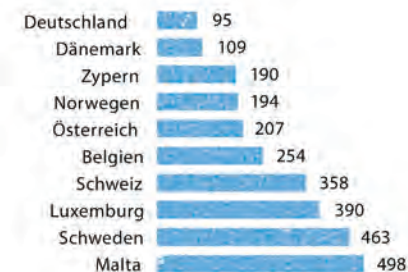
Anzahl der Anträge

Entwicklung der Zahl der Flüchtlinge, die erstmals Asyl beantragten.

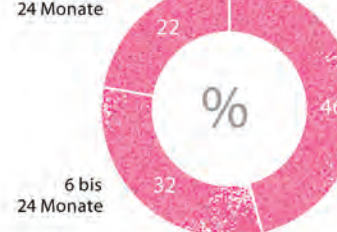


Europa im Vergleich

Asylbewerber 2012 pro 100.000 Einwohner



mehr als 24 Monate



Lange Wartezeit

Von den 2012 in Deutschland abgeschlossenen Asylverfahren dauerten

bis zu 6 Monate

Mit freundlicher Genehmigung: DIE ZEIT

Illustrationen: Nora Coenenberg

Recherchen: Katrin Pepping

Quellen: Bundesministerium des Inneren, Bundesamt für Migration und Flüchtlinge, Pro Asyl, Eurostat

Ein Plädoyer für mehr Eigenliebe ...

... denn das Gebot der Nächstenliebe reicht anscheinend nicht



Zur Person:

Freddy Dutz ist Pressereferentin im Evangelischen Missionswerk in Deutschland in Hamburg. Ihre Themenschwerpunkte sind Mission und Ökumene, Entwicklungspolitik, Menschenrechte und Kommunikation.

Die Heilige Familie sei nach Ägypten geflohen. Sagt die Bibel. Darüber, wann, auf welchem Wege und in welcher Verfassung sie zurückkamen, sagt sie nichts. Schade, eigentlich. Es hätte sich vielleicht eine Handlungsanweisung ableiten lassen, wie Flüchtlinge zu behandeln sind.

Doch das Gebot der Nächstenliebe sollte ausreichend sein. Eigentlich.

Während die „Festung Europa“ lieber Grenzen schützt als Menschen und immer neue Möglichkeiten ersinnt, sich noch effektiver abzuschotten, sitzen Flüchtlinge in Ländern wie Marokko und versuchen, es irgendwie doch in den Norden zu schaffen. Sie sind jung, stark und mutig, denn sonst hätten sie den Weg nicht überlebt. Alle sind hoch motiviert, einen Neustart zu wagen.

Auch Marokko ist anzumerken, dass es überfordert ist mit den ungebetenen Gästen, und handelt nicht immer menschenrechtskonform. Die kleinen christlichen Gemeinden haben sich bisher vor allem um sich selbst gekümmert. Doch jetzt reagieren sie auf die Fremden, von denen viele Christen und alle mittellos sind. Und heißen sie willkommen in Gottesdiensten, in den Gemeinden und in der einzigen theologischen Ausbildungsstätte, im „Al Mowafaqa Institut für Ökumenische Theologie“. Nach ihrer Abschlussprüfung haben die Afrikanerinnen und Afrikaner dann die Möglichkeit, sich auf eine Stelle als Pfarrer oder Priester zu bewerben. Überall auf der Welt. Marokko, ein muslimisches Land ohne Religionsfreiheit, das in der Vergangenheit Christinnen und Christen das Leben nie leicht gemacht hat, gibt Flüchtlingen eine Chance.

Meine Kinder und die meiner Freundinnen studieren „selbstverständlich“ im Ausland. Wenn sie Lust haben, es ihre Karriere voran bringt, oder sie die Liebe dazu bewegt, werden sie – wahrscheinlich – einen Arbeitsplatz außerhalb

der Heimat finden. Oder sie wählen doch Norddeutschland als Lebensmittelpunkt. Die freie Wahl wünsche ich allen Töchtern und Söhnen. Auch aus Nächstenliebe.

Der Name der oben genannten marokkanischen Ausbildungsstätte, die evangelische und katholische Theologinnen und Theologen ausbildet, bedeutet: „einander besser verstehen, indem man einander dient“. Es ist ein guter Name für ein Institut, das so in einer christlichen Minderheiten-Situation einen Wesenszug des Christentums bezeugt. Das unendlich viel reichere „christliche Abendland“ tut sich schwer, dies im Umgang mit Menschen, denen wir den Stempel „Flüchtling“ aufgedrückt haben, aufscheinen zu lassen.

Zugegeben: Der Umgang mit Flüchtlingen, Verfolgten, Bedrohten, Geschundenen ist kein reines Vergnügen. Dafür braucht es keine Sozialromantiker, sondern Männer und Frauen, die bereit sind, Schweiß, Blut und Tränen abzuwaschen. Auch wenn man sie nicht sieht. Und Mutmacherinnen und Mutmacher. Die Dublin-Regelung muss abgeschafft werden, denn sie verschwendet unsere Steuergelder und verhindert, dass junge Menschen, die Geld durch Arbeit verdienen wollen, dies tun können. Und das in einer Situation, in der wir dringend Menschen brauchen, die wir zu Fachkräften ausbilden können.

Wenn uns also nicht die Nächstenliebe antreibt, freundlich zu Fremden zu sein und sie aufzunehmen, so als wären sie die Heilige Familie persönlich, dann darf uns auch die Eigenliebe dazu motivieren. Obwohl Christinnen und Christen, egal ob sie hauptamtlich bei Kirche, Diakonie oder Mission arbeiten, die Nächstenliebe besser ansteht. Nicht nur missionarisch gesehen: Um Gottes willen – der Welt zuliebe.

Freddy Dutz

Flucht und Vermeidung

Eine Themenbeschreibung aus psychologischer Sicht

Wenn Menschen flüchten, so ist dies aus psychologischer Sicht im weitesten Sinne eine Angstreaktion. Nicht jede Sorge, Befürchtung oder Angst führt zu einer Flucht. Aber jede Flucht ist eine Reaktion auf eine Bedrohung, die wir nicht anders als durch ein Weggehen, Vermeiden, Ausweichen – eben eine Flucht – bewältigen zu können meinen.

Bei dieser Art der Angstreaktion geht es also nicht nur darum, was mich bedroht, sondern ganz besonders auch darum, wie ich meine eigenen Bewältigungskräfte, meine Fähigkeiten und Kompetenzen im Umgang mit der Bedrohung erlebe.

Jemand, der sich im Umgang mit Hunden sehr sicher, erfahren und kompetent fühlt, wird vermutlich nur schwerlich eine Hundephobie erleiden. Jemand, der sich seinen beruflichen Herausforderungen gut und sicher gewachsen fühlt und möglicherweise sogar überwiegend Freude bei seiner Arbeit empfindet, wird kaum ein „Burn-out“ entwickeln. Jemand, der die Erfahrung gemacht hat, sich in Streitigkeiten und Konflikten gut behaupten zu können und wenig Sorge hat, dass eine Beziehung dadurch dauerhaft Schaden nimmt, wird einer Auseinandersetzung nicht oder nur selten ausweichen müssen.

Was aus psychologischer Sicht zur Flucht, Vermeidung, zum „Abhauen“ führt, ist also höchst subjektiv. In jedem Fall gehört die Flucht aber – neben dem „Kampf“ und dem „Totstellen“ – zu den sinnvollen Überlebensreflexen, die uns unser Gehirn schon seit Jahrtausenden zur Verfügung stellt.

Flüchten hat zunächst nichts mit Feigheit, Bequemlichkeit oder Unverbindlichkeit zu tun, sondern ist zu allererst ein sinnvoller Versuch, sich selbst vor einer Überforderung, vor einer Verlet-

zung oder gar einer Traumatisierung zu schützen. Wer flüchtet, verhindert dadurch oft Schlimmeres für sich selbst oder aber auch für andere.

Es kann sehr sinnvoll sein, einem Beziehungsstreit aus dem Weg zu gehen, denn der fruchtlose Streit unterhöhlt möglicherweise allzu sehr die Beziehungsbasis. Es kann sinnvoll sein, eine Aufgabe, die mir übertragen wurde, wieder abzugeben, weil mich das vor einer Überforderung und den Auftraggeber vor einer Enttäuschung schützt. Es kann aber auch sehr sinnvoll sein, zunächst einmal nicht mehr in Flugzeuge zu steigen, wenn Stress damit bisher immer dazu führte, dass nach jedem Flug die Flugangst größer wurde.

Aber: Wenn ich immer nur der Angst folge, wenn ich immer häufiger flüchte, wenn ich immer wieder die Erfahrung mache, dass ich auf eine Situation, eine Herausforderung oder eine Aufgabe nur so reagiere, indem ich ihr aus dem Weg gehe – dann wird meine Welt unweigerlich immer enger, das Zutrauen in meine Kräfte schwindet und entsprechend wächst meine Angst. Die empfundene Angst wird immer intensiver und die Felder, auf die sich die Angst ausbreitet, werden immer zahlreicher.

Deshalb ist es gut, Flucht und Vermeidung zwar als eine mögliche Reaktionsweise auf eine Bedrohung zur Verfügung zu haben – wir würden uns sonst zu häufig Erfahrungen aussetzen, die uns nicht guttun.

Aber es ist auch gut, immer wieder nach Wegen zu suchen, nicht flüchten zu müssen, sondern der Bedrohung standzuhalten und die Erfahrung zu machen, ihr gewachsen zu sein. Das stärkt das Selbstvertrauen und wirkt präventiv gegen die schleichende Ausweitung der Fluchtimpulse.

Angelika Wallenhorst



Zur Person:

Angelika Wallenhorst, geb. 1954 in Oldenburg, Studium der Germanistik, Politik und ev. Theologie in Marburg und Berlin, Ehe-, Familien- und Lebensberaterin (EkfL) und Pädagogin. Seit 2002 Mitarbeiterin der Ökumenischen Beratungsstelle für Ehe-, Familien- und Lebensfragen in Oldenburg. Sie ist verheiratet und hat zwei erwachsene Töchter.

Asyl: Wie kann ein Pfarramt helfen?

Vorschläge aus der synodalen Arbeitsgruppe „Flüchtlingsfragen“

„Bitte, wir brauchen sofort Hilfe!“ Wer im Pfarramt mit dieser Bitte eines Flüchtlings oder eines Asylbewerbers konfrontiert wird, ist oft verunsichert und fühlt sich von der Dringlichkeit unter Druck gesetzt. Gut ist es in diesem Fall, zunächst einmal zuzuhören, auch wenn die Verständigung nicht optimal ist. Dann gilt es, das genaue Anliegen zu erfragen.

Um selbst Klarheit über den Fall zu bekommen, ist es wichtig, sich Notizen zu machen und sich zeitlich nicht unter Druck setzen zu lassen. In einer Handreichung für Pfarrerrinnen und Pfarrer wird ausdrücklich geraten, einen Termin mit zeitlichem Abstand – etwa ein paar Stunden später oder am nächsten Tag – zu vereinbaren. Diese Zeit kann genutzt werden, um einen Dolmetscher zu organisieren und sich kompetente Hilfe zu holen. Das gilt ganz besonders bei der Bitte um Kirchenasyl. Das Asylrecht und auch das Ausländeraufenthaltsrecht sind sehr komplex und kompliziert. Unterstützung bieten in der Regel die Kreis- oder Landesgeschäftsstelle des Diakonischen Werkes sowie der Beauftragte für Ethik und Weltanschauungsfragen der oldenburgischen Kirche, Pastor Olaf Grobleben. Der Aufenthaltsstatus eines Flüchtlings ist entscheidend für die nächsten Schritte. Hat ein Flüchtling

bereits einen Rechtsbeistand, ist es sinnvoll, sich die Kontaktdaten des Rechtsanwalts geben zu lassen. Ansonsten ist ein Kontakt zum Diakonischen Werk ratsam.

Einem Taufbegehren von Flüchtlingen sollte nicht ohne vorherige Beratung nachgegeben werden. Gerade bei Konvertiten vom Islam zum Christentum können Taufvorbereitung und die Taufe Einfluss auf das Asylverfahren und das Bleiberecht haben. Diese Konvertiten trennen sich mit der Taufe oft von ihren kulturellen und familiären Bezügen und setzen sich damit einer konkreten Bedrohung aus. Informationen zu diesem Thema kann Pfarrer Holger Rauer aus der Kirchengemeinde Osternburg zur Verfügung stellen.

Auch ohne einen dringenden Fall ist es wesentlich, Gastfreundschaft zu signalisieren und Begegnungen zu ermöglichen. Jede Kirchengemeinde kann sich informieren, ob es in der näheren Umgebung Flüchtlinge gibt, woher sie kommen und welchen Aufenthalts-Status sie haben. Gerade in kleineren Gemeinden auf dem Land sind Flüchtlinge oft ganz auf sich gestellt und wissen nicht, wer ihnen helfen kann. Hier Kontakt herzustellen, kann bereits eine große Hilfe sein. Ein Kontakt kann sich auch

über Schulen oder kirchliche Kindergärten ergeben. Jede Gemeinde sollte zunächst prüfen, welche Unterstützung sie leisten kann. Begleitung bei Behördengängen, Kinderbetreuung während eines Deutschkurses oder das Nacharbeiten des Unterrichtsstoffs sind nur einige Möglichkeiten, Beistand anzubieten. Oft sind es alltägliche Dinge, bei denen ehrenamtliche Hilfe geleistet werden kann: das Lesen eines Busfahrplans, die Teilnahme am Sportprogramm eines Vereins, der Weg zum Arzt oder zum Arbeitsamt. Vielfach lassen sich auch eigene persönliche Kontakte nutzen, um einem Asylbewerber etwa einen Arbeitsplatz oder eine kleine Wohnung zu beschaffen.

Um hier Kräfte zu bündeln und Netzwerke zu schaffen, ist es oft sinnvoll, eine Gemeindegrope ins Leben zu rufen, die bereit ist, Flüchtlinge zu begrüßen und praktisch zu unterstützen. Mit dieser Arbeit und der Präsentation nach außen können gleichzeitig Vorurteile abgebaut werden. Wichtig ist auch bei dem größten Engagement, realistisch zu bleiben und nicht mit vorschnellen Versprechungen falsche Hoffnungen zu wecken. In einzelnen Punkten kann den Flüchtlingen geholfen werden. Aber eine Gemeinde hat keinen Einfluss darauf, wie ein Asylverfahren ausgeht.



In der synodalen Arbeitsgruppe „Flüchtlingsfragen“ haben die Synodalen Pfarrerin Wiebke Perzul und Julianna Grätz sowie Pfarrer Olaf Grobleben, Pfarrer Holger Rauer und Theo Lampe die Handreichung für die Kirchengemeinden erarbeitet.



„Die Diakonie ist meine Familie.“

Über die Arbeit von Migrationsberatern

„Manchmal ist es hier wie in einer Familie“, sagt Claudia Schacht und erzählt von dem kleinen dunkelhäutigen Mädchen, das sie kurz vor der Einschulung fragte, ob sie nicht zur Feier mitkommen wolle. Schließlich hätten alle anderen Erstklässler neben den Eltern auch noch Verwandte und Freunde dabei. „Das war für mich eine große Ehre, ein Vertrauensbeweis“, betont sie und berichtet von der großen Freude des Mädchens bei der Einschulung.

Claudia Schacht ist Diplom-Pädagogin und Integrationsberaterin. Seit 2010 ist sie bei der Diakonie im Kirchenkreis Friesland / Wilhelmshaven tätig, sie gehört zum Team der Integrationsberatung im Landkreis Friesland und der Stadt Wilhelmshaven.

Roswitha Ihben leitet die Beratungsstelle, seit 23 Jahren ist die Diplom-Pädagogin hier beschäftigt. Wenn sie erzählt, dann spürt man schnell: Routine kommt hier selten auf, jeder Tag ist anders, jeder, der hier Rat sucht, hat eine ganz eigene Geschichte, benötigt individuelle Unterstützung.

Die Integrationsberatung ist im nördlichen und im südlichen Landkreis mit einer Geschäftsstelle vertreten, darüber hinaus unterhält sie ein Wohnheim mit 28 Zimmern, die zum Teil einzeln, zum anderen Teil auch mehrfach belegt sind. Weiterhin gibt es ein zweites Haus mit 40 Plätzen in „Übergangswohnungen“. Beide Häuser liegen in Wilhelmshaven und sind zurzeit voll belegt. Das ist schon seit Monaten so. Viele Menschen stammen aus Syrien und aus Serbien, aber auch aus Eritrea und aus Marokko. Zum Zeitpunkt des Gesprächs waren in den beiden Häusern insgesamt 74 Personen aus 13 Nationen untergebracht, davon 39 Männer und 20 Frauen sowie 15 Kinder, drei davon waren schulpflichtig. Viele von ihnen warten auf ein Asylverfahren, einige sind „geduldet“, das heißt, die Abschiebung wurde ausgesetzt, kann aber jederzeit wieder aufleben. Das zerrt an den Nerven der Betroffenen. Und nicht nur das. „Wir haben viele Menschen hier, die traumatisiert sind. Die meisten

sprechen nicht darüber“, so Roswitha Ihben. Umso wichtiger ist die Auswahl bei der Belegung der Zimmer: „Wir achten sehr auf ein harmonisches Miteinander“, sagt sie. Früher waren die Menschen oft über viele Monate in den Häusern, das ist heute anders. Wegen der aktuell zahlreichen Unruhen in verschiedenen Nationen kommen mehr und mehr Flüchtlinge und Asylsuchende. Das Land Niedersachsen regelt die Zuweisungen für die Stadt, die Stadt weist der Diakonie die Menschen zu, aber „wenn wir gerade neue Zahlen haben, sind die meist schon überholt“, sagt Roswitha Ihben. Nach drei oder vier Monaten können sich die Menschen eine eigene Wohnung suchen. „Wer dieses Haus verlässt, hat in Deutschland eine Orientierung. Er weiß, worauf es ankommt, aber bis zur Integration ist es noch ein weiter Weg“, weiß die Leiterin.

In der Integrationsberatung werden Gesprächsrunden angeboten, außerdem Unterstützung bei vielen praktischen Fragen bis hin zur Unterstützung bei der Arbeitssuche. „Wir sind offen für alle Fragen, aber wir können keine Begleitung zu Behörden oder zu Ärzten anbieten. Leider haben wir auch keine Dolmetscher vor Ort“, sagt Roswitha Ihben und erzählt von Gesprächen mit Händen und Füßen, von den vielen Kontakten, bei denen oft der eine dem anderen hilft. „Wir hatten vor Kurzem einen Syrer im Haus, der sprach nicht Deutsch und Englisch, das war uns eine große Hilfe. Er kommt immer noch oft ins Haus und unterstützt uns, wo er kann“, berichtet die Leiterin über den Alltag in der Beratungsstelle.

Viele der Menschen aus aller Welt halten lange Kontakt zur Integrationsberatung. Die meisten haben einen großen Teil ihrer Familie zurücklassen müssen. Neulich sagte eine Frau: „Die Diakonie ist meine Familie.“ So ein Satz macht Roswitha Ihben und Claudia Schacht betroffen und froh zugleich.

Annette Kellin



Claudia Schacht, Diplom-Pädagogin und Integrationsberaterin



Roswitha Ihben, Diplom-Pädagogin und Leiterin der Beratungsstelle



Wohnheim mit Zimmern in Wilhelmshaven



Die Flucht aus dem Alltag

Wenn das Leben ohne Drogen unmöglich scheint, muss professionelle Hilfe her

Ein Bierchen nach Feierabend, ein kleiner Prosecco für den Kreislauf – was harmlos klingt, kann schnell zur regelmäßigen Flucht aus dem Alltag werden. Wie zu viel Alkohol die Menschen verändert, ihnen die Lebensgrundlage raubt und sie letztendlich in eine Lethargie treibt, die ihnen oft jeden Willen zur Veränderung nimmt, erleben die Mitarbeitenden im Wohnheim der Diakonie in Brake jeden Tag. Hierher kommen diejenigen, die nach vielen Jahren der Alkoholabhängigkeit, nach unzähligen Entzügen endlich trocken leben wollen.

„Für viele ist das Wohnheim die letzte Chance“, sagt die stellvertretende Einrichtungsleiterin Anja Schwiertz. „Und oft schaffen sie es hier tatsächlich – weil sie eine Tagesstruktur haben und der Alltag nicht mehr ungebremst auf sie einstürzt.“ 26,5 Stunden pro Woche arbeiten die Heimbewohner in Arbeitstrainingsbereichen wie der Fahrrad- oder der Holzwerkstatt. Die Arbeit ist ebenso verpflichtend wie die Teilnahme an den Mahlzeiten. So wird ein geregelter Tagesablauf geschaffen. Meistens sind es gesetzliche Betreuer, Kliniken oder Verwandte, die sich an das Wohnheim wenden – nur selten suchen die Betroffenen selbst den Kontakt. „Viele haben Angst vor Veränderungen“,

weiß Schwiertz. Doch jeder der Bewohner kommt freiwillig und kann die Maßnahme jederzeit abbrechen. „Die meisten bleiben etwa ein Jahr. Danach unterstützen wir sie auf ihrem Weg zurück ins normale Leben“, erklärt die Sozialpädagogin. Einige leben übergangsweise in einer Wohngemeinschaft, die eng an das Wohnheim angebunden ist, und nutzen das Tagesangebot weiterhin. Andere möchten gern sofort auf eigenen Beinen stehen. Die Mitarbeitenden im Wohnheim helfen bei der Wohnungssuche, bei Verträgen zur Strom- und Wasserversorgung, begleiten ihre ehemaligen Bewohner auf dem Weg zum Arbeitsamt.

Die Geschichten der Bewohner sind unterschiedlich. Sie haben angefangen zu trinken, um ihre Schüchternheit zu überwinden, um den Druck im Beruf auszuhalten, die Einsamkeit oder die Arbeitslosigkeit zu vergessen. So verschieden die Gründe sind, zur Flasche zu greifen, so erkennbar bleibt der rote Faden, der alle verbindet: die Flucht vor einer Situation, die als unüberwindlich erlebt wird.

Drei Viertel der Bewohner in Brake sind Männer. Doch das, betont Anja Schwiertz, bedeute keineswegs, dass Männer häufiger Alkoholprobleme haben als Frauen. „Es

mag allerdings sein, dass Frauen ihre Alkoholsucht oft besser verstecken als Männer.“ Viele Alkoholabhängige versuchten, allein gegen ihre Sucht anzukämpfen, ist die Erfahrung der Sozialpädagogin. „Sie haben das Gefühl, zu Hause gebraucht zu werden und nicht aus dem Alltag aussteigen zu können.“ Dabei haben sich gerade zu Hause oftmals die Rollen längst verschoben, übernehmen die Kinder oder der Ehepartner die Verantwortung, um den Abhängigen zu schützen und einen Hauch von Normalität zu bewahren.

Nicht selten kann eine Alkoholabhängigkeit über Jahre vertuscht werden, führen die Süchtigen ein scheinbar normales Leben, gehen ihrem Beruf nach, fallen nicht auf – auch, weil die Familie mitspielt oder die Sucht nicht wahrhaben will. Viele Angehörige versuchen bis zum letzten Moment, dem Süchtigen zu helfen und nach außen die Fassade zu wahren. Doch gerade das sei oft der falsche Weg, betont Anja Schwiertz. „Angehörige sollten einen Süchtigen ermutigen, professionelle Hilfe in Anspruch zu nehmen. Denn in dieser Situation braucht ein Alkoholabhängiger Unterstützung von Experten, das kann die Familie nicht leisten.“

Anke Brockmeyer



Anja Schwiertz und ihre Kollegen im Wohnheim Friedensplatz helfen Alkoholabhängigen, den Schritt zurück ins Leben zu wagen.



Wenn die Worte fehlen

Die Sprachbarriere ist schon im Kindergarten eine der größten Integrationshürden

Früher hat Finn beim Frühstück im Kindergarten immer seine Brötchentüte platzen lassen. Heute macht er das nicht mehr. Wegen Halil, dem neuen Jungen aus dem Irak. Seit er weinend zusammengezuckt ist und sich den ganzen Tag in einer Ecke versteckt hat, findet auch Finn das Knallen nicht mehr lustig. Halil ist eines von vielen Kindern, die mit ihren Familien aus den Krisengebieten des Nahen Ostens geflohen sind und in Deutschland versuchen, eine neue Heimat zu finden.

Die Flüchtlingszahlen steigen, und mit ihnen wächst auch die Zahl der Kinder, die hier aufgenommen werden und einen Kindergarten besuchen. „Sie kommen in ein Land, das ihnen völlig fremd ist, sprechen die Sprache nicht, haben häufig traumatische Erlebnisse hinter sich“, weiß die Erzieherin Jutta Strecke. Sie arbeitet in der evangelischen Kindertagesstätte Sonnenstrahl in Bad Zwischenahn-Rostrup. Rund ein Viertel der Kinder hier haben einen Migrationshintergrund. Einige sind erst vor Kurzem aus einem Auffanglager ins Ammerland gekommen. Und so sehr sich Jutta Strecke und ihre Kolleginnen auch bemühen, die Kinder liebevoll aufzunehmen – „Wir werden ihnen nicht wirklich gerecht“, ist das ernüchternde Fazit.

Alltag in deutschen Kitas: Zwei Erzieherinnen in einer altersgemischten Gruppe betreuen bis zu 25 Kinder. Mit den Kleinen kuscheln, den Größeren den Umgang mit Schere und Klebstoff beibringen, die Sechsjährigen auf die Schule vorbereiten – und sich ganz nebenbei noch um jene Kinder kümmern, die kein Wort jener Sprache verstehen, die in ihrer neuen Heimat gesprochen wird. „Wir möchten natürlich allen Kindern die optimale Förderung bieten. Dabei fühlt man sich oft zerrissen“, bringt Gabriele Gütebier auf den Punkt, was wohl nicht nur ihre Kolleginnen in Rostrup empfinden, sondern in vielen Kitas deutschlandweit. Und auch der Umgang mit den Eltern wird durch die unterschiedliche Sprache erschwert.

Formulare ausfüllen, Elterngespräche führen – all das geht kaum ohne Dolmetscher. „Ein Pool von ehrenamtlichen Übersetzern, auf die wir bei Bedarf zurückgreifen könnten, wäre eine große Hilfe“, sagt Jutta Strecke.

Gerade die Sprachlosigkeit macht den Umgang so schwierig. „Wir haben das Bedürfnis, den Kindern etwas Gutes zu tun. Aber das bedeutet, den richtigen Tonfall, die passenden Gesten zu finden, um zu signalisieren, dass wir ihnen helfen möchten“, beschreibt Gabriele Gütebier die Gratwanderung. „Ohne diese Sprachbarriere könnten wir die Kinder viel besser auffangen, weil wir wüssten, was sie erlebt haben und wo wir ansetzen können.“ Oft kommen zu den Sprachproblemen noch Verlustängste. Die ersten Tage im Kindergarten sind schon für jene Kinder eine Herausforderung, die in ihrer vertrauten Umgebung leben. Wie aber macht man einem Kind, das gerade seine Heimat verloren hat, ohne Worte klar, dass die Mutter in wenigen Stunden wiederkommt? „Da wird ein Vormittag ganz schön lang“, weiß Gabriele Gütebier. Wenn ein anderes Kind in der Gruppe die gleiche Sprache spricht wie der kleine Neuankömmling, ist die Möglichkeit, eine Brücke zu bauen, ungleich einfacher.

„Es ist eine unglaublich intensive Arbeit, die bei ganz alltäglichen Dingen anfängt“, schildert Jutta Strecke. Dennoch schaffen es die Erzieherinnen mit viel persönlichem Engagement, Flexibilität und Fantasie, den Start im Kindergarten trotz aller Schwierigkeiten meistens zu einer Erfolgsgeschichte zu machen. „Die Kinder lernen die Sprache nirgends so gut wie hier, unter Gleichaltrigen. Gerade in diesem Alter sind sie unglaublich aufnahmefähig“, sagt die Pädagogin. Und wenn Halil zur Schule kommt, wird ihn der Knall der Brötchentüte vielleicht nicht mehr erschrecken. Auf jeden Fall wird er die deutschen Worte kennen, um erklären zu können, warum er dieses Geräusch so hasst.

Anke Brockmeyer



„Wir möchten alle Kinder optimal fördern“, sagt Erzieherin Gabriele Gütebier.



Hingehen

Ökumenischer Arbeitskreis besucht regelmäßig Flüchtlinge in der kommunalen Gemeinschaftsunterkunft

„Moin“, kommt es auf den Gruß von Pastorin Susanne Duwe freundlich zurück. Eigentlich nichts Ungewöhnliches – allerdings ist die junge Frau, die sich jetzt lächelnd an den Tisch setzt, erst vor wenigen Wochen aus Syrien nach Oldenburg gekommen. Mittlerweile spricht sie schon etwas Deutsch, und auch die erste Scheu vor dem fremden Land und seinen Menschen weicht langsam. Zum Teil ist dies auch das Verdienst des ökumenischen Arbeitskreises Kreyenbrück, der versucht, Flüchtlingen in der kommunalen Gemeinschaftsunterkunft an der Cloppenburgener Straße das Einleben ein wenig zu erleichtern.

Zehn Mitglieder des evangelischen Pfarrbezirks St. Johannes in Kreyenbrück und der katholischen Pfarrei St. Josef in Bümmerstede gehören zum harten Kern des Arbeitskreises. Als im ehemaligen Park-Hotel in Oldenburg – Luftlinie keine hundert Meter von der St. Johannes-Kirche entfernt – eine kommunale Gemeinschaftsunterkunft entstand, war für die engagierten Gemeindemitglieder schnell klar: Wenn wir helfen können, werden wir das tun. „Nachdem die ersten Bewohner dort eingezogen waren, haben wir uns vorgestellt und signalisiert, dass wir als Ansprechpartner zur Verfügung stehen“, erzählt Manfred Nagorny. Er ist selbst Spätaussiedler und kam in den

1970er Jahren nach Deutschland. „Ich habe schätzen gelernt, wie gut es tut, freundlich aufgenommen zu werden“, sagt er. Ähnlich geht es auch Bärbel Klüwer. Sie ist gebürtige Ostpreußerin und weiß, wie wichtig es ist, sich willkommen zu fühlen in einer fremden Umgebung. In der Kirchengemeinde ist das Engagement immer wieder Thema. Es gibt Kollekten für Projekte des Arbeitskreises, zurzeit werden Weihnachtspakete für die Flüchtlinge gepackt. Jüngere und ältere Gemeindemitglieder kümmern sich gleichermaßen um die Flüchtlinge. Einmal im Monat organisieren sie eine Kaffeetafel, suchen das Gespräch mit den Flüchtlingen und helfen bei ganz alltäglichen Dingen. Sie kochen gemeinsam, unternehmen Spaziergänge durch die Stadt, organisieren Grillabende.

Jeden Donnerstag wird ein Deutschkurs angeboten, den Hildegard Siemer leitet. „Ich wollte dazu beitragen, den Flüchtlingen einen guten Start in Deutschland zu ermöglichen“, so die pensionierte Grundschullehrerin. Sie bietet Kurse für Anfänger oder Fortgeschrittene an, auch Alphabetisierungskurse sind nach Bedarf dabei – kostenlos. Denn erst wenn der Flüchtlingsstatus anerkannt ist, wird auch ein Deutschkurs finanziert – bis dahin können Jahre vergehen. Jahre, in denen

die Motivation, sich in einem fremden Land zurechtzufinden, mit jedem Tag der Ungewissheit sinkt.

„Für die Kinder besteht zwar Schulpflicht, die Erwachsenen aber sind zum Nichtstun verpflichtet. Das ist schwer zu ertragen“, sagt Birgit Benker, die sich ebenfalls im Arbeitskreis engagiert. Einige der Flüchtlinge bezahlen Deutschkurse von dem wenigen Geld, das sie in Deutschland bekommen, andere versuchen sogar, die Berufsschule selbst zu finanzieren, wenn die Schulpflicht endet. „Hier ist fast keiner untätig“, betont Dieter Porschien, Leiter der kommunalen Gemeinschaftsunterkunft. Rund 50 Menschen, zurzeit überwiegend aus dem Irak und aus Syrien, wohnen in der Unterkunft an der Cloppenburgener Straße. Unter dramatischen Umständen haben sie ihre Heimat verlassen und versuchen nun, eine neue zu finden. „Zu erleben, wie sich nach und nach eine neue Perspektive in ihrem Leben entwickelt, ist sehr berührend“, sagt Hildegard Siemer. Und nicht nur für die Flüchtlinge sei die Kooperation mit den Kirchengemeinden eine Bereicherung, findet Pfarrerin Susanne Duwe. „Uns hat dieses Projekt als Gemeinschaft sehr zusammengeschweißt.“

Anke Brockmeyer



Durch Besuche in der kommunalen Gemeinschaftsunterkunft an der Cloppenburgener Straße versuchen Mitglieder aus dem ökumenischen Arbeitskreis Kreyenbrück Flüchtlingen das Einleben ein wenig zu erleichtern.



Verständnis statt Vorurteile

Jürgen Stein kennt das Anderssein

Die Integration fremder Menschen ist seit Generationen immer wieder eine Aufgabe unserer Gesellschaft. Heute sind es Syrer, vor 20 Jahren waren es Russlanddeutsche, vor einem halben Jahrhundert Spanier, nach dem Zweiten Weltkrieg Schlesier. Verschieden die Hintergründe, vergleichbar die Probleme.

„Wir sollten längst gelernt haben, dass wir auf Fremde zugehen müssen“, sagt Jürgen Stein. Der 54-Jährige bezeichnet sich als „Kind der Flüchtlingskinder“ und kennt das Anderssein. „Es kann nicht sein, dass mehrere Gesellschaften parallel nebeneinander leben.“ Das bezieht er auf die Herkunft wie auf den Glauben.

Jürgen Stein kam mit sieben Jahren als Protestant in den katholischen Landkreis Vechta. Der Vater stammte aus Pommern, die Mutter aus Ostpreußen. Verstanden hat er die Vorurteile damals nicht, aber gespürt: „Mal hieß es, die Evangelischen lügen und klauen – mal wurde so über die Katholiken geredet.“ Seine katholische Freundin Marita aus dem Nachbarort Hagstedt hat er später nur standesamtlich geheiratet und nicht kirchlich, „um Konflikten aus dem Weg zu gehen“. Ihre drei Kinder haben die Steins in Langförden evangelisch erzogen.

An all das musste Jürgen Stein denken, als in den 1990er Jahren die Übersiedler kamen. „Da gab es über die Russlanddeutschen die gleichen Vorurteile wie seinerzeit über uns.“ So entwickelte sich sein „bestes Verständnis für Fremde“. Deren Orientierungslosigkeit kam ihm bekannt vor. Und daraus wurde praktische Hilfe.

Vor allem über seine Tätigkeit für eine Versicherungsgesellschaft hatte Stein Kontakt mit Russlanddeutschen. Als ein Nachbar ihm Videofilme aus seiner Heimat zeigte, kam ihm eine Idee – simpel und doch genial. Mit Pfarrer Wilfried

Scheuer von der Evangelisch-lutherischen Kirchengemeinde Visbek-Langförden lud er Einheimische und Übersiedler zu einem Begegnungsabend ein.

Der Pastor hatte eine Landkarte aufgehängt, die Russlanddeutschen erzählten ihren neuen Nachbarn von der alten Heimat. Die Filme zeigten deutsche Häuser in Russland, es wurde ein etwas seltsam klingendes altes Deutsch gesprochen. Verständnis wuchs, Vorurteile wichen. „Danach normalisierte sich das Verhältnis.“

Ob Jürgen Stein von seinen Begegnungen mit Russlanddeutschen spricht oder von der Flucht seiner Vorfahren nach dem Krieg: Es ist ihm wichtig, aus jedem Schicksal etwas zu lernen. Diese Erfahrungen möchte er weitergeben, so wie er es von seinen Eltern gelernt hat. „Mein Vater hat damals schnell erkannt, was man hier so macht und was nicht.“ Aber er habe „sich nicht verbogen, sondern Respekt gehabt und Rücksicht genommen“.

Früher war Jürgen Stein seinen Eltern „tierisch böse, dass sie hierher gezogen sind, wo wir als Evangelische unter Katholiken so fremd waren“. Aber mittlerweile „bin ich sehr dankbar dafür, denn ich habe viel über den Umgang der Menschen miteinander gelernt“. All das geht ihm durch den Kopf, wenn er Berichte über Flüchtlinge aus Syrien sieht oder vom Konflikt in der Ukraine liest.

Mehr noch: Seit gut 20 Jahren notiert Stein immer wieder Erinnerungen und Gefühle. Darüber hat er nun mit einfachen Worten ein Büchlein geschrieben, das er veröffentlichen möchte. „Gerade Kinder und Jugendliche verstehen die große Geschichte am besten, wenn sie festgemacht wird an persönlichen Erlebnissen eines einzelnen und einfachen Menschen.“

Uwe Haring



Jürgen Stein



Jürgen Stein als Kind



Die verlorene Heimat

Menschen in Altenpflegeheim erzählen von Flucht und Vertreibung



Zur Person:

Pfarrerin Silvia Duch ist mit einer halben Pfarrstelle seit 2008 Seelsorgerin in sieben Altenpflegeheimen in Wildeshausen und Ahlhorn. Sie studiert seit 2012 Kulturwissenschaften an der Fernuniversität Hagen. Die gebürtige Hessin war zuvor Gemeindepfarrerin in Ilbeshausen, Büdingen und Offenbach und Gefängnisseelsorgerin in Frankfurt/Main und Friedberg.

Millionen von Menschen verloren in den Jahren 1944 und 1945 ihre Heimat. Sie flüchteten vor dem näher kommenden Krieg, dem Mord an der Zivilbevölkerung, vor Gefangennahme und Plünderungen, vor Gewalt, von welcher Seite sie auch immer kam. Die Menschen haben Geschichte geschrieben und es sind Geschichten dabei, die nur schwer zu ertragen sind, aber nicht verschwiegen werden dürfen: „Es war am 21. Januar 1945, an einem Sonntag um halb sieben Uhr abends, da mussten wir aufbrechen. Neun Wochen waren wir mit Pferd und Wagen unterwegs. Wir haben die von der Wehrmacht zusammengeschobenen Eisschollen der Weichsel überquert. Wir fanden gute Aufnahme.“

So oder ähnlich erzählen Menschen im Altenheim. Stereotyp muten die Erzählungen an: der Tag, die Stunde, die Rahmendaten sind auch nach Jahrzehnten noch gegenwärtig. Vieles wird umschrieben, konkretes Reden über einzelne Begebenheiten aber fällt schwer. Manchmal werden die Schrecken benannt: „Ich habe gesehen, wie meine beiden Cousins vergewaltigt und erschlagen wurden. Ich habe mich unterm Wagen versteckt. Und ich weiß auch noch ganz genau, wer damals Brot für uns gehabt hat und bin diesen Menschen und Gott dafür dankbar.“ Diese Frau bewahrte immer Sauerteig im Haus auf, damit sie Brot anbieten konnte: Brot geben zu können, war ihr ein Herzensanliegen. Es war also nicht immer die freundliche und gute Aufnahme, die im Rückblick angegeben wird.

Nach einem Gottesdienst, zu dem ich bernsteinfarbene Rosen mitgebracht hatte, sprach mich eine Frau an: „Bernstein – das ist das Gold meiner Heimat Westpreußen.“ Sie schnupperte an der duftenden Rose und erzählte von der Schönheit ihrer Heimat. Dann kam sie auf die Ereignisse der Flucht zu sprechen. Ihre Worte waren: „Nachts kamen die Russen. Das war schlimm.“ Sie sog den Duft der Rose, der für sie Duft ihrer Heimat war, ein und ich hielt ihre Hand. Für Menschen, die in ihrer Kindheit, ihrer Jugend oder als junge

Erwachsene Flucht und Vertreibung erlebt haben, sind Flucht und Vertreibung prägender Teil ihres Lebens geblieben.

Der Winter 1944/45 war ein besonders harter Winter. Millionen von Menschen aus den Ostgebieten flohen. Oft blieb nur Zeit, um das Nötigste zu packen. Zu Fuß, mit Handwagen oder mit dem Pferdefuhrwerk kämpfte der Flüchtlingsstrom ums Überleben. Sie wurden eingeschüchtert durch die Kreis- und Gauleiter, die mit unsinnigen Durchhalteparolen den zur Flucht bereiten Menschen das Verlassen der Heimat untersagten. Die Menschen hatten Angst vor Gewalt: Auf Flüchtende wurde geschossen, Bomben fielen und russische Soldaten wurden für die weibliche Zivilbevölkerung zum Schrecken. In Gesprächen höre ich dann, dass man den Großvater, die Großmutter oder die jüngeren Geschwister auf der Flucht „verloren“ hat. Was die Augen gesehen haben, kann oft nur „flüchtig“ umschrieben werden. Mütter berichten, dass sie ihren Kindern die Hände über die Augen gehalten haben, um ihnen den Anblick der Leichen und Pferdekadaver am Wegesrand zu ersparen.

Die Bilder der Heimat bleiben in der Erinnerung oder sind sichtbar als Wandbilder. Sie erzählen stellvertretend von der verlorenen alten Heimat. Heimat war und bleibt bis zum Tod Thema. Manche alten Menschen haben die Orte ihrer Kindheit und Jugend wiedergesehen und sich ein wenig Erde für die Bestattung mitgebracht. Eine Flucht und der Verlust der Heimat durch Kriege nehmen Menschen den vertrauten Boden ihres Daseins, nehmen ihnen all das, was ihr bisheriges Leben ausgemacht hat. Es sind schmerzhaftes Geschichten, die nicht verloren gehen dürfen. Sie müssen gehört werden, um die Komplexität von Geschichte erahnen zu können. Sie müssen gehört werden, damit all die Menschen, die auf der Flucht sind, die ihre Heimat verlassen müssen, Gehör und Stimme finden, damit sie Aufnahme finden.

Silvia Duch

Flucht und Segen

Es scheint immer wieder die gleiche Geschichte zu sein: Hagar flieht nach Schur (1. Mose 16,7), Lot flieht nach Zoar (19,20), Jakob flieht nach Haran (27,43). Mose flieht nach Midian (2. Mose 2,15), David flieht nach Rama (1. Sam 19,18) und Jesus schon als Kind nach Ägypten (Mt 2,13).

Und immer geht es geographisch konkret zu. Hier wird der eine Ort zur Quelle neuen Lebens oder zur Rettung, dort entsteht bleibende Heimat oder neue Gemeinschaft. So wird diesen Menschenkindern der Zufluchtsort zum Segen. Und doch gilt es an all diesen Orten, sich untereinander neu zurecht zu finden zwischen dort schon Wohnenden und dort nun Ankommenden: Wie gehen wir aufeinander zu? Wie lernen wir uns kennen? Wie werden aus Fremden Gäste und aus Nachbarn Freunde?

Von diesem Miteinander hängt nicht nur das Gelingen gesellschaftlichen Umgangs ab. Bloß nebeneinander her zu leben, wird nicht genügen. Der Apostel Paulus mahnt mehr an: Respekt, Akzeptanz und Gemeinschaft der Einen mit den Anderen, weil dazu die Haltung Jesu der Maßstab unseres Handelns ist und das Lob Gottes das Ziel unseres Lebens:

*Nehmt einander an, wie Christus euch angenommen hat zu Gottes Lob
(Röm 15,7).*

Das ist eine segensreiche Jahreslosung für 2015 und für jede Annäherung zwischen den Einen und den Anderen. Weil Zuflucht bei dem alten Gott ist (5. Mose 33,27), ja, Zuflucht geradezu ein Name Gottes (Ps 90,1), darum sollen wir uns aufeinander zubewegen. Ich wünsche Ihnen allen ein gesegnetes Miteinander in 2015!

Bischof Jan Janssen

A large, semi-transparent image of many hands of various skin tones clasped together in a circle, symbolizing unity and community. This image serves as the background for the large text at the bottom of the page.

**Nehmt einander
an, wie Christus
euch angenommen
hat zu Gottes Lob**

Gute Nachrichten für den Norden



Machen Sie einem ganz speziellen Menschen eine Freude und verschenken Sie die **Evangelische Zeitung**, ab sofort für mindestens 12 Monate zum Bezugspreis von **76,80 Euro** (inkl. MwSt. und Zustellung).



Direkt bestellen

 (0511)1241-736

 aboservice@evangelische-zeitung.de